GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Feministische Theorie heute : Ein subjektives Schlaglicht

Kuster, Friederike

2013

https://doi.org/10.25595/657

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kuster, Friederike: *Feministische Theorie heute : Ein subjektives Schlaglicht*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 31 (2013) Nr: 1, 113-119. DOI: https://doi.org/10.25595/657.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2013-0121

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Friederike Kuster

Feministische Theorie heute: Ein subjektives Schlaglicht

Was ist und wozu heute noch feministische Theorie? – Gute Frage – sagen die einen und die anderen auch. Unterschiedlich sind dabei nur Ton und Gesichtsausdruck. Aber jetzt und hier und nicht maliziös gefragt: Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?

Gern wird bei einem Jubiläum auf die Anfänge und Ursprünge zurück geblickt, und es gehört sich, Geschichten zu erzählen. Geschichten vom berühmten Zauber, der dem Anfang innewohnt. Da gab es ehemals die feministische Trias von Lebenswelt, Theorie und Politik, die Dreieinigkeit von Frauenbewegung, Frauenforschung und Frauenpolitik. Zwischen den Bereichen von artikulierter Erfahrung, Intellektualität und politischer Mobilisierung waren die Membranen porös, interpersonal, oft und vor allem auch intrapersonal durchlässig. Diesem Rückblick schließt sich rasch die Wahrnehmung von Gewinn und Verlust an, die Feststellung der Tatsache, dass sich die verschiedenen Bereiche etabliert und ausdifferenziert haben, sich zunehmend »schwierige Vermittlungen« (Wetterer 2005) abzeichnen und manches wohl einfach auf der Strecke geblieben ist.

Nun dienen Ursprungserzählungen bekanntlich als Richtschnur. Konkret: sie taugen ganz gut, um ein kritisches Schlaglicht auf die gegenwärtigen Interdependenzen der feministischen Dreiheit von individueller Betroffenheit, Theoriebildung und Institutionenhandeln zu werfen. Wobei ein Schlaglicht unvermeidlich perspektivisch und von jedem Anspruch einer objektivierenden Überschau entlastet ist. Und das ist gut so, denn so darf es auch subjektiv sein und formuliert *cum ira et studio*.

»Danke, emanzipiert sind wir selber!«

So betitelte Kristina Schröder, die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend ihr Buch zur Quote (Schröder 2012). Man fragt sich indes: wer ist hier eigentlich dieses »Wir«? Freilich kann eine Ministerin schlecht »Ich« schreiben, aber gemeint ist das wohl. Solche wie ich: allein dort oben in einer Männerbastion, wo die Luft dünn wird für Frauen, gleichwohl mit Kind und schnittiger Figur. Also, jene wie ich, solche wie ich – aber alle zusammen ein Wir? Wohl kaum. Emanzipiert zu sein heißt gerade, kein Wir zu artikulieren. Es bedeutet wesentlich, das Projekt der Emanzipation für beendet zu erklären und es darüber hinaus zu beschweigen. Ein Thema das keins ist. Ein Wir, das

es nicht gibt. Weil es vermeintlich keine Basis für ein Wir und kein Motiv für die Artikulation eines Wir gibt. Es gibt nur ein Ich und jede Menge Nicht-Ichs. Nicht- bzw. post-feministisch zu sein ist der Ausweis, stark genug zu sein, es alleine zu schaffen. Ergo: wer sich zusammentut ist schwach. Diese Folgerung galt allerdings schon im politisch unverdächtigen Grundkurs Logik als ein Fehler.

Erwiesenermaßen machen die meisten Frauen nach wie vor im Beruflichen wie im Privaten die Erfahrung der Zurücksetzung, aber sie perhorreszieren jede gruppenspezifische Askription. Diskriminierung wird nicht als kollektives Widerfahrnis wahrgenommen, sondern anders herum: die Zuordnung zu einer Betroffenengruppe wird als diskriminierend, weil als entindividualisierend erlebt. In der Verlängerung dieser Linie liegt auch noch das allseits eilfertige Voranschreiten von Gender zu Diversity. Verhältnisse *topsy-turvy*: wirkte es ehemals befreiend, bestimmte individuelle Lagen als geschlechtstypische zu benennen, wird es heute als übergriffig empfunden, einer Studentin ihre biographische Konstellation als eine geschlechtsspezifische anzusinnen. Statt *Consciousness Raising* nun eben karriereorientiertes Einzelcoaching. Man muss es schlicht zur Kenntnis nehmen: Es ist derzeit nicht bedeutsam, dass kollektive Erfahrungen zur Aussprache kommen, es geht nicht um geteilte Gefühle, um gemeinsam gewonnene Evidenzen oder im Streit erhärtete Urteile. So gesehen geht es bei den jungen Frauen, wenn man so will, diesbezüglich recht bewegungsarm zu.

Jana Hensel, Jahrgang 1976, stellvertretende Chefredakteurin des Freitag stellt, was das angeht, eine recht bemerkenswerte Kontiguität her, wenn sie sagt: »Ich mag es (das Wort ›Feminismus‹), ehrlich gesagt nicht besonders, es klingt nach Bewegung, Kampf, schlechtem Gewissen und Besserwisserei. Ich vermeide es so oft es geht.«[1]

Der Feminismus ist akademisch geworden

Das ist unbestreitbar. Es stimmt jedoch nur in gewisser Weise, denn der akademische Feminismus entfaltet seine Wirkmacht in den Kontexten Gleichsinniger und bleibt noch immer weitestgehend ohne Einfluss im *Mainstream* der Disziplinen. Nun, möglicherweise nicht jeder Disziplin. Der Feministischen Philosophie aber, sofern historisch ausgerichtet, begegnet das brüllende Schweigen der Fachwelt: Da wird nicht gelesen, nicht gehört, nicht rezipiert. Fast tröstlich mag es wirken, wenn es nicht eigentlich so skandalös wäre, dass es den Klassikern selbst so ergeht. Als ein Beispiel unter vielen: der Band zu Hegels *Grundlinien der Philosophie des Rechts* in der reputierlichen Reihe *Klassiker Auslegen* von 1997 lässt die immerhin 23 Paragraphen zur Familie einfach weg.

[1] http://www.emma.de/hefte/ausgaben-2008/novemberdezember-2008/alphamaedchen-2008-6 (zuletzt aufgerufen 24.3.2013).

Das akademische Schweigen zeitigt seine Wirkung. Die feministisch motivierte Arbeit im Archiv hat beachtenswerte Resultate gezeitigt, trotzdem bleiben Einzelstudien Episode, und die feministische Perspektive als ein selbstverständliches Element in den philosophischen *Mainstream* einfließen zu lassen, ist bislang nur sehr partiell gelungen.[2] Zu Recht wird im Angraben des orthodoxen Korpus der Disziplin etwas Unterminierendes geargwöhnt, und die Verweigerung der Anerkennung zielt denn auch weniger auf das Fachliche, als auf das disziplinär verleugnete Politische.

Das ist nun alles schon recht ärgerlich, aber letztlich hat frau ihr Fach ja nicht um der Zunft willen gewählt. Die wird schließlich genauso in Kauf genommen wie die Unkenrufe bezüglich der Karriere, wenn frau sich feministischen Fragestellungen zuwendet. Damit aber wurde es nun wirklich spannend in der Philosophie. Da war mit einem Mal unbeackertes Land, *terra incognita*, kratergroße Rezeptionslücken und blendend weiße Flecken auf den Landkarten der Ideengeschichte wohin man schaute. Dabei lag alles offen herum, wahrliche Klassikerschätze, die keine/r je aufgehoben hatte. Es war großartig und aufregend, und es war ein wirkliches Ankommen im eigenen Forschungsfeld. Das war und ist es wert.

Die feministische Theorie ist weitgehend eingehegt. Statt sich jedoch im Kampf um Anerkennung weiter durch den *malestream* zu schlagen, hat sie sich einen *femalestream* geschaffen und darüber hinaus ihre genuine Interdisziplinarität entfaltet. So sind, nicht zuletzt durch institutionelle Unterstützung, die produktiven Netzwerke der feministischen Theoretikerinnen entstanden, an deren geballter und versammelter *Gender*-Expertise inzwischen die im Gegensatz zur Wissenschaft agilere Politik nicht mehr vorbei kann und auch längst nicht mehr vorbei will, im Gegenteil. Gleichwohl bleiben die feministische und die *Gender*-Theorie bei den Wissenschaftlerinnen hängen. *Gender* – das machen, weil es die Kolleginnen machen, eben gerade nicht die Kollegen.

Der Feminismus ist in die Bremsspuren der Gleichstellungspolitik geraten

Gleichstellungsbelange gelten im Zuge einer rhetorischen gesellschaftlichen Modernisierung bekanntlich als nahezu erledigt. Ein verbaler Kulturwandel ist indes nur eine halbe Sache, vermutlich weniger als das. Zwischen Reden und Tun, vor allem dem in Personen inkorporierten und in Strukturen geronnenen gewohnheitlichen Handeln, tut sich ein Hiatus auf. Nicht zuletzt die akade-

[2] Für eine umfassende und differenzierte Rezeptionsgeschichte der einzelnen Teildisziplinen der Feministischen Philosophie vgl. Nagl-Docekal 2012.

mische Welt hat sich als ein solch rhetorisch gegendertes Universum von »men fixed in cultural aspic« (Rosin 2012, 9) behauptet.

Vor diesem Hintergrund erweist sich die feststellbare Ausdifferenzierung von feministischer Theorie und Frauenpolitik sprich Gleichstellungspraxis als nicht unproblematisch. Es findet eine Entkoppelung statt, die einen Solidaritätsschwund nach sich zieht und unterschwellig die alte abendländische Trennung von Kopf und Hand reinszeniert. Hier die feministischen Theoretikerinnen, die luftigen Geistesarbeiterinnen, und dort die Praktikerinnen in den Niederungen des Tagesgeschäfts. Wechselseitige Distanznahme beginnt sich einzuschleifen. Diese ist größtenteils der Tatsache geschuldet, dass die Schnittmengen im Diskurs, welche die Protagonistinnen an einen Tisch zum Miteinander-Sprechen und -Handeln versammeln könnten, zunehmend verloren gehen. Denn während die einen elegant *de-gendern*, müssen die anderen penetrant *re-gendern*, und wo die einen die Differenz demontieren, sehen die anderen sich genötigt, die Hierarchie zu dramatisieren. Wobei die Gleichstellungs-Praktikerin beharrlich ihre Klugheit vorhalten muss, nämlich die situativ zu mobilisierende Urteilskraft mit Blick auf das Mögliche im Feld der Realisierbarkeit unter den Bedingungen von Sachgerechtigkeit, Machbarkeit und Kosten, nicht zu vergessen: Qualitätsstandards, Zielvereinbarungen und Berichtspflichten. Und sie hat einiges auszuhalten bei der täglichen Absorption von Lebensenergie in den mikrologischen Scharmützeln und der schleichenden Zermürbung beim Nagen an beinharten Strukturen in der steten Konfrontation mit dem in die Institutionen und Organisationen eingelassenen Entwertungsgestus. Da gibt es keine ruhmreichen Schlachten zu schlagen, sondern nur das alltägliche kleinteilige Dagegenstemmen zu üben, das sich dem Verdacht der Kleingeistigkeit aussetzt. – Es wird wieder einmal gemurmelt, geschwätzt und gescharrt beim Vortrag der einzigen weiblichen Stellenbewerberin? Aussichtslos ein Argument daraus zu machen ohne in die Falle feministischer Idiosynkrasie zu tappen.

Besonders perfide Einlassungen zur akademischen Gleichstellungspolitik, eine Variante von genderinformiertem Sexismus, konnte man jüngst in *Forschung und Lehre* lesen. Nebst »wertgesteuerten Abwanderungsprozessen« war von Diskriminierung als »wucherndem Deutungsmuster« die Rede und nicht zuletzt davon, dass »die Zurechnung auf soziale Faktoren […] zum psychischen Umgang mit dem Scheitern in allen möglichen Konkurrenzen [gehört]« (Hirschauer 2012, 995).

Gleichstellungspolitik unter den unvermeidlichen Bedingungen des *New Public Management* schlägt sich grimmig herum mit *Gender-Controlling*, *-Budgeting* und *-Monitoring*, *gives the devil his due* und liefert nach den Mühen der Ebene gehorsam jede Menge bedrucktes Papier ab. Sie exekutiert Maßnahmen: strategisch geplante, in Zielvereinbarungen festgehaltene, durch Indikatoren gestützte, in Projektmanagement gegossene, in jeder Phase dokumentierte, schließlich der Evaluation überantwortete Maßnahmen. Die Gleichstellungspolitik, gesetzlich

geduldet vom Establishment und milde belächelt von den Theoretikerinnen, zirkelt ihre Existenzberechtigung in der wohlfeilen Standortlogik aus. Frauen in der Wissenschaft – eine *leaky pipeline*. Der Standort Deutschland hat leider ein besonders großes Loch in der Röhre, vor allem in Sachen MINT. Allerdings konnte man schon bei Platon lesen, dass der Staat es sich nicht leisten kann, auf begabte Frauen zu verzichten. »Und gibt es etwas Vorzüglicheres für den Staat, als dass er Männer und Frauen so treffliche als möglich besitze?« (Politeia, 456e). Ein Argument, das allerdings erst so richtig zieht, seit der Staat eine Wirtschaft ist, also eigentlich ein *oikos* und keine *polis*. Und weil das Haus für den Rest der Zeit ohnehin der Platz der Frauen gewesen ist, ist gewissermaßen alles beim Alten angekommen.

Signatur der Zeit: Mußelosigkeit und Vertrauensverlust

Überflüssig zu sagen, dass auch die feministische Theorie von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängig ist. Sie ist trotz dissidentem Impetus auf die staatlich alimentierten Reflexionsräume angewiesen und bleibt deshalb auch nicht unbeschadet von der Trockenlegung der Biotope intellektueller Kreativität. Auch die feministische Theorie ist, wie jede Art anspruchsvoller gesellschaftskritischer Theoriebildung, ein Stück weit unter die Räder des rasenden Stillstands des akademischen Betriebs geraten.

Wie so oft findet man auch hier die klarsten und einfachsten Sätze bei Aristoteles: Mußelosigkeit macht Theorie unmöglich. Aber vor allem: Mußelosigkeit lässt sich erzeugen. Durch die permanente Verunsicherung der Existenz, modern gesprochen: Prekarisierung, und durch unablässige, unabschließbare, gerne auch sinnlose Beschäftigung werden Mußepotentiale erfolgreich absorbiert (Politik, 1333a, 32 ff.). Dies sind Bedingungen, denen sich auch feministische Geistesarbeiter_innen aktuell ausgesetzt sehen. Mit Blick auf spätmoderne Organisationen und dabei die Universität im Visier hat Niklas Luhmann beschrieben, wie der Druck rastloser Beschäftigung unter einem ökonomischen Fristenregime zu strukturellen Verzerrungen führt (Luhmann 1971). Menschen unablässig unter der Bedingung verknappter Zeit beschäftigt zu halten, führt zu einer Umstrukturierung der Wertordnung und zu empfindlichen Präferenzverschiebungen. Mußelosigkeit zeitigt selektive, routinisierende und relevanzverzerrende Effekte. Die Dinge sind bekannt und werden ubiquitär beklagt: die Aufblähung eines akademisch-bürokratischen Paralleluniversums, das die Zeiten der »eigentlichen« Arbeit auffrisst. Nach Aristoteles ist die systematische Vernichtung von Muße die zentrale Empfehlung an jeden Tyrannen. Muße, damit ist auch Freizeit gemeint, vor allem aber Lektüre- Gesprächs- und Reflexionszeit. Diese Zeiten werden dieser Tage in die große Geist- und Zeitvernichtungsmaschine des akademischen Antrags- Akkreditierungs- und Evaluationswesen eingefüttert.

Innerhalb der so beschnittenen Spielräume bleibt dann noch der paradoxen Situation von Mittelkürzungen in Verbindung mit Qualitätsoffensiven zu begegnen. Freilich entpuppt sich Qualität lediglich als die Erfüllung von Standards, und trotz oder gerade wegen aller Optimierungsmentalität legt sich »der Mehltau des Konformismus« (Bartmann 2012, 201) auf die Modalitäten der Standarderfüllung. Das System der ausgedehnten Berichts- und Nachweispflichten, der Dokumentationen und Begutachtungen betreibt die Zurüstung dessen was getan, was durchgesetzt, was schließlich überhaupt noch gedacht werden kann. Mehr noch: im Medium der Evaluation als dem »Ritual« der »Gegenwartskirche Qualitätsmanagement« (Schwarz 2004), wo das selbstkritische Urteil durch die objektive externe Quantifizierung ersetzt wird, vollziehen sich eine Entindividualisierung und eine Entpersönlichung von Vertrauen.

Evaluierungen etablieren heute einen *common sense*, »in dem das als relevantes Wissen gilt, was den individuellen Erfahrungshintergrund mit Einverständnis der Beteiligten abschneidet« (Schwarz 2004, 8 f.). Eher als die Evidenzen von Erfahrungen, Gefühlen und Urteilen, sind es nun die Instrumente, Tools und Beratungen, denen vertraut und denen der Gang der Dinge anvertraut wird. Evaluation stellt sich nicht zuletzt eine Form des inter- und intrapersonalen Vertrauensverlusts dar. Das allerdings war bei Aristoteles der nachhaltigste Effekt allein schon des Mußeentzugs: die Erosion des Zutrauens zu anderen und des Selbstvertrauens. Mangelnde Muße macht die Individuen langfristig kleinmütig – *mikropsychos*.

Vielleicht liegen in dieser Dialektik von bürokratischer Entlassung und Vereinnahmung der Individuen auch ansatzweise Antworten auf die Frage nach der aktuellen »Bewegungsarmut«: warum keine Erfahrungen mehr zur Aussprache kommen, und wo die Gefühle, die Evidenzen und Urteile geblieben sind. Die von Jana Hensel apostrophierte Besserwisserei samt schlechtem Gewissen mag nun wirklich niemand, aber was gibt es eigentlich gegen Kampf und Bewegung zu sagen? Und auch Widerstand aus und in den akademischen Reihen stünde dem Feminismus gut an. Dabei gilt es zu sehen, dass trotz einiger massiver und enervierender Beharrungskräfte in Sachen Geschlechterstereotype und Heteronormativität die Fronten unterdessen auch andere geworden sind. Deshalb die Erinnerung: Der Feminismus, der bewegte, der theoretische, der politische hat immer den Mehltau des Konformismus bekämpft, Schweigegebote gebrochen, Tabus enthext, die Traditions- und Gegenwartskirchen vorgeführt und sich gegen die Arroganz und Borniertheit des Establishments gewendet. Dabei wurden Erfahrungen zur Sprache gebracht, Evidenzen in Urteile gefasst und Gefühle mobilisiert, und kleinmütig waren die Feministinnen dabei selten. – Warum also heute noch feministische Theorie? – Eben deshalb.

In diesem Sinn gratuliere ich den feministischen studien zu ihrem Jubiläum und wünsche allen zukünftig Mitwirkenden und Beitragenden Muße und Beherztheit!

Literatur

Aristoteles: Politik.

Bartmann, Christoph (2012): Leben im Büro. Die schöne neue Welt der Angestellten. München.

Hirschauer, Stefan (2012): Family Tenure statt „Kaskadenmodell". Zu den sexistischen Nebenwirkungen universitärer Frauenförderung, Forschung &Lehre 12 / 12. Bonn.

Kuster, Friederike (2009): Ohne Muße nur Stillstand. In: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und Linke Praxis, Heft 2. Hamburg, 92–98.

Luhmann, Niklas (1971): Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten. In: Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung. Opladen.

Nagl-Docekal, Herta (2012): Feministische Philosophie im post-feministischen Kontext. In: Landweer, Hilge / Newmark, Catherine (Hrsg.): Philosophie und die Potenziale der Gender Studies. Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie. Bielefeld, 231–254.

Platon: Der Staat.

Rosin, Hanna (2012): The End of Men: And the Rise of Women. New York.

Schröder, Kristina (2012): Danke, emanzipiert sind wir selber! Abschied vom Diktat der Rollenbilder. München.

Schwarz, Christine (2004): Evaluation als modernes Ritual, Vortrag 30.09.2004. http://www.boell.de/alt/downloads/stw/schwarz_evaluation.pdf.

Wetterer, Angelika (2005): Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen – Facetten schwieriger Vermittlung. http://www.genderkompetenz.info/veranstaltungs_publikations_und_news_archiv/genderlectures/gl_wetterer_gleichstellungspolitik_und_geschlechterwissen_140205.pdf.